

Sprechen und Denken sind eins,
oder vom Glück Deutsch zu sprechen

Meine Damen und Herren,

wie glücklich wäre ich, könnte ich Japanisch sprechen. Noch. Kinder, die in Tokio zur Welt kommen, lernen einfach japanisch sprechen. Und wenn sie deutsche Eltern haben, auch noch deutsch. So ging es mir. Leider vergaß ich bald all mein kindliches – aber doch fließendes - Japanisch, nachdem ich - noch nicht einmal fünf – nach Deutschland eingeschifft worden war.

Ob es deshalb ein Glück ist, wenigstens deutsch zu sprechen?

Na, als Zigeuner hat es mich weit in der Welt herumgetrieben.

Da erinnere ich mich an eine ältere Lady in London, sie setzte sich mit dem Rücken immer zum Licht, die große Heiterkeit bei den um ihren Teetisch sitzenden vornehmen Damen und Herren erntete, als sie einen Sprachwitz erzählte.

Der klang so:

Welche Sprache der Welt klingt am schönsten? Probieren wir es an einem Begriff aus, und nehmen wir ein Wort, das einen so leicht von Blüte zu Blüte mit bunten Flügeln flatternden Falter bezeichnet, der aus einer Larve hervorschlüpft.

Ach, so der Engländer: „butterfly“ – klingt das nicht poetisch?

Nein, widerspricht der Franzose: erst „papillon“ ahmt den Schlag der Flügel nach.

Aber, so der Italiener, das ist doch nichts gegen „farfalla“. Da schwebt das Wort selber zart durch die Lüfte.

Hebt der Deutsche an: und was habt ihr gegen: Schmetterling.

Großes Gelächter in London.

Ein Gelächter anderer Art löst Charly Chaplins „Der große Diktator“ aus, wenn dort Adolf Hinkel seine Rede auf Deutsch hält. Das klingt dann so: Sauerkraut, Blitzkrieg, straff, schonk.

Und schon viel früher ist Mark Twain durch Europa gereist, hat sich die merkwürdigen schlagenden Verbindungen in Heidelberg angesehen und versucht Deutsch zu lernen. Das endet dann mit der Feststellung:

„Es gibt zehn Wortarten, und alle zehn machen Ärger. Ein durchschnittlicher Satz in einer deutschen Zeitung ... nimmt ein Viertel einer Spalte ein; er enthält sämtliche zehn Wortarten – nicht in ordentlicher Reihen-

folge, sondern durcheinander; er besteht hauptsächlich aus zusammengesetzten Wörtern, die der Verfasser an Ort und Stelle gebildet hat, so dass sie in keinem Wörterbuch zu finden sind – sechs oder sieben Wörter zu einem zusammengepackt, und zwar ohne Gelenk und Naht, das heißt: ohne Bindestriche; er behandelt vierzehn oder fünfzehn verschiedene Themen, ... alle (werden)... in einer Hauptparenthese zusammengefasst, die in der ersten Zeile des majestätischen Satzes anfängt und in der Mitte seiner letzten Zeile aufhört – *und danach kommt das Verb*, und man erfährt zum ersten Mal, wovon die ganze Zeit die Rede war; und nach dem Verb hängt der Verfasser noch „*haben / sind gewesen / gehabt haben / geworden sein*“ an.“

Doch dann blättert der Zigeuner plötzlich eine „Ode an die deutsche Sprache“ auf, in der der große argentinische Poet Jorge Luis Borges sagt, die „kastilische Sprache“ sei ihm zum Schicksal geworden, Shakespeares Stimme wurde ihm aus dem Blute geschenkt, andere Mundarten lernte er durch Zufall.

Dann endlich schwärmt der Dichter von seinem Glück:

„Dich aber, süße Sprache Deutschlands,
Dich habe ich erwählt und gesucht,
ganz von mir aus.

In Nachtwachen und mit Grammatiken,

aus dem Dschungel der Deklinationen,
das Wörterbuch zur Hand,
das nie den präzisen Beiklang trifft,
näherte ich mich Dir...
Du Sprache Deutschlands, bist Dein Hauptwerk;
Die verschränkte Liebe der Wortverbindungen,
die offenen Vokale, die Klänge,
angemessen dem griechischen Hexameter..."

Da horche ich auf: Dich aber, süße Sprache Deutschlands, Dich habe
ich erwählt und **gesucht**, ganz von **mir** aus.

Mit einer Sprache kann wohl nur der glücklich werden, der sie erwählt
und sucht, ganz von sich aus.

Anders ausgedrückt: glücklich kann nur werden, wer die Sprache **be-**
wusst anwendet.

Eine Sprache lernen, ob japanisch oder deutsch, das ist für ein Kind ei-
nerlei.

Es übernimmt die Laute, die es in seiner Umgebung hört, nennt den flü-
gelschlagenden Papillon nun Butterfly, Farfalla oder Schmetterling.

Unbewusst nimmt ein junger Mensch Elemente der kollektiven Identität der Gemeinschaft auf, in der es heranwächst. Schon als Kind isst man, je nach Region und sozialer Herkunft, bestimmte Gerichte, trinkt bestimmte Getränke. In der Familie werden Verhaltensweisen gelehrt – und gelernt –, die universell sein, die aber auch lokalen Bräuchen entsprechen können. Genauso, wie die Familie mit ihrer eigenen Geschichte verbunden ist, so sind es auch der Ort, an dem die Person aufwächst, die Landschaft, das Land.

Kulturell verfügt jede Gemeinschaft über besondere Merkmale, deren herausragendes die Sprache ist. Und selbst in der kleinen Gemeinschaft der Familie werden besondere sprachliche Codes benutzt.

Aus der gemeinsamen Erfahrung in der Gruppe entwickelt der Einzelne dann seine Identität fort.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Kollektivs spielen also eine Rolle bei der Bildung der individuellen Identität.

Wie wichtig das Gefühl der kulturellen Identität sein kann, habe ich gespürt, als mich ein Stipendium in ein kleines, feines College nach Neu-England führte. Ich erlebte plötzlich eine Freiheit, wie ich sie in Deutschland auch heute noch nicht gewohnt bin, als Student fühlte ich mich von Professoren respektiert, wie es heute Studenten in Deutschland noch nicht erleben.

Ich war versucht, mich dem Traum der Neuen Welt hinzugeben.

Nur eines hinderte mich: das Bewusstsein, dass die deutsche Sprache mein Leben bestimmen könnte.

Ich kehrte zurück nach Deutschland.

Die Sprache war und ist mir Heimat.

Die Heimat oder die Gemeinschaft, das Volk oder die Nation, der sich der Einzelne zugehörig fühlt, wird geprägt durch die Wahrnehmung der gemeinsamen Abstammung, Sprache und Geschichte und durch etwas, das unter den Sammelbegriff „kollektives Bewusstsein“ fällt. Alles zusammen bildet die „Identität“ des Gemeinwesens

.

Sprache und Geschichte lassen sich nicht trennen.

Und Feinfühligkeit gegenüber dem Sinn von Worten gilt in besonderem Maße für die Deutschen – wegen ihrer Vergangenheit und den zwölf Jahren des Nationalsozialismus, wegen des Weltkrieges, wegen der Konzentrationslager, der Gaskammern, wegen der Judenvernichtung.

Nach wie vor gilt der Satz des 1940 nach New York ausgewanderten Literaturwissenschaftlers George Steiner:

„Die Gegenwart von Auschwitz hat auch darin ihren Grund: wir haben keine andere Sprache als die, in der Auschwitz geboren und vollzogen wurde.“

Nach dem Dritten Reich haben sich die Deutschen deshalb angewöhnt, mit ihrer Sprache besonders kritisch umzugehen, darauf zu achten, welche Wörter sie wählen.

Der Politikwissenschaftler Dolf Sternberger, der Sprachwissenschaftler Gerhard Storz und der Journalist W.E. Süskind haben mit ihrem Werk „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“ Bewusstsein geschaffen. Wer in diesem Buch nachschlägt, wird den Satz von Dolf Sternberger finden, wonach „der Sprachkritiker ein Philologe und Moralist zugleich“ sein müsse.

„Sprechen und Denken sind eins“, schrieb Karl Kraus. Und seine Aussage deckt sich mit der Beobachtung von Wilhelm von Humboldt, der von den Völkern sagte: „Ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache – man kann sich beide nie identisch genug denken!“

Während aber Humboldt vom menschlichen Geist edel dachte, fuhr Karl Kraus fort: „Sprechen und Denken sind eins, und die Schmöke sprechen korrupt, wie sie denken.“

Schmöke ist Plural für Schmock, ein jiddischer Begriff für einen unangenehmen, dummen und angeberischen Menschen (Nebenbei gefragt: ist der Schmock, von dem es auch heute noch viele gibt, ein Wort, das wir noch kennen?).

Sprechen und Denken sind eins.

Daraus folgt, so Sternberger, dass der Sprachkritiker nicht nur nach den ästhetischen Maßstäben von schön oder hässlich unterscheidet, sondern in „letzter Instanz nach Maßstäben des Guten und Bösen, insbesondere des Menschlichen und Unmenschlichen“.

Allerdings sei Kritik nicht mit Vorschrift oder Weisung zu verwechseln, sondern der Sprachkritiker gebe Ratschläge, ohne Gebote oder gar Verbote zu erlassen. Und da weiß sich Sternberger wiederum einig mit Karl Kraus: „Sprachanweisungen müssten unleserlich geschrieben sein, um dem Sprecher annähernd den Respekt einzuflößen, wie das Rezept dem Patienten. Wenn man nur entnehmen wollte, dass vor dem Sprachgebrauch der Kopf zu schütteln sei.“

Den Kopf zu schütteln halte ich für eine sehr sinnvolle körperliche Tätigkeit, die einen verschlafenen Geist wecken, ihn sogar zu einer Haltung verführen kann, auch im Umgang mit dem Wort. Denn all zu häufig habe ich den Eindruck, dass schon eine Tabu-Haltung gegenüber Worten als kritisches Denken angesehen wird. Mit Bewusstsein hat das nichts zu tun. Denn der Sinn von Tabus ist ja, das Denken auszuschalten.

Und – verzeihen Sie mir – hier kann ich auch keine Rücksicht nehmen auf frühere Preisträger des Kulturkreises Deutsche Sprache.

Tabu sind – wegen Auschwitz – Worte wie etwa „Führer“.

So erklärte der Dramatiker Rolf Hochhuth dem Literaturkritiker Hellmuth Karasek, er habe nie den „Führerschein“ gemacht, weil darin das Wort „Führer“ vorkomme.

Und noch im letzten Akt seines Ende 2003 veröffentlichten und Anfang 2004 aufgeführten Stücks „McKinsey kommt“ gibt Hochhuth die Regieanweisung: „Auf das Wort „Führer“ konnten wir Deutschen nicht einmal bei „Führerschein“,... verzichten, als wir nach des Führers Tod die Republik gründeten.“

In seiner Strenge ist Hochhuth sehr deutsch. Er bestimmt als Kritiker die Gebote und Verbote.

Hellmuth Karasek machte sich darüber lustig: „Ich habe ja, obwohl man in meiner Kindheit mit erhobenem Arm „Heil Hitler“ grüßte, was damals alles andere als komisch war, Heil Hitler und Sieg Heil, trotzdem im Nachkrieg ..Heilbutt gegessen und Heilkräutertee getrunken.“

Ganz banal scheinende Worte unterliegen Tabus.

Wird an deutschen Schulen die Frage von Schuluniformen angesprochen, dann kochen die Gefühle schon allein wegen des Begriffs Uniform hoch. Nein, klüger ist, wer dann von Schulkleidung spricht. In Frankreich, England, Spanien oder wo auch immer, sprechen alle von Uniformen, weil Uni-Form ja nur die Einförmigkeit der Kleidung bezeichnet. Aber

Uniform heißt dann für die Wahrer der Tabus: Wehrmacht, heißt Verbrechen.

Ja, das zeigt doch: Tabus verhindern das Denken.

Ernster wird die Auseinandersetzung um den Begriff „Reichskristallnacht“ geführt.

Wahrscheinlich prägte der Berliner Volksmund die Wortschöpfung „*Kristallnacht*“ angesichts der vielen zerbrochenen Glasfenster und Kristalleuchter jüdischer Synagogen und Geschäfte, die von der SS und den Nazis am 9. November 1938 als Folge der Judenhatz zerschlagen wurden. Der Ausdruck „*Reichskristallnacht*“ wandte sich dann gegen die damaligen Machthaber, indem er ihren inflationären Gebrauch der Anfangssilbe „Reichs-“ mit satirischem Spott übersteigerte. Diese regimekritische Bedeutung ist nicht schriftlich belegt, wurde später aber von Zeitzeugen bestätigt. Der SPD-Abgeordnete Adolf Arndt, der im November 1938 in Berlin als Rechtsanwalt tätig war, sagte 1965 in der Verjährungsdebatte des Deutschen Bundestages:

„...den 8./9. November 1938, den man doch nicht, Herr Bundesjustizminister, als „sogenannte Reichskristallnacht“ bezeichnen sollte. Das ist ein blutiger Berliner Witz gewesen, weil man sich damals nicht anders zu helfen wusste.“

Der Sprachgebrauch hat sich erst seit der Wiedervereinigung 1990 geändert, und auch neuere historische Untersuchungen verwenden inzwischen den Begriff „Novemberpogrome“. Doch der Politologe Harald Schmid weist auf die verschiedenen Schichten des Begriffs hin: Er sei einerseits als internationales Fachwort für Historiker unaufgebbbar, andererseits verbiete sich eine distanzlose Übernahme wegen der komplexen Mitbedeutungen. Er folgert daraus: „Das Wort - (*also: Reichskristallnacht*) - bleibt ein nützlicher sprachlicher Stolperstein. Denn die scheinbar bloß etymologische und semantische Kontroverse führt geradewegs zum Gespräch über die ganze NS-Vergangenheit, den kritischen Umgang mit ihr und das Bemühen um moralische Genauigkeit – auch in der heutigen Benennung politischer Verbrechen.“

Die Zeit der Unmenschlichkeit, die mit unserer nationalen Identität verhaftet ist, lässt uns mit Worten behutsam umgehen, aber manchmal – so finde ich – all zu bedächtig. Wir wollen nicht mehr unmenschlich scheinen. Also verdrängen wir Worte, aber mit den Worten auch die Probleme, die diese Worte schildern.

Haben wir das nicht gerade wieder erlebt, als die Kandidatin um das Amt des Bundespräsidenten, Gesine Schwan, sich von dem Wort „Unrechtsstaat“ als Bezeichnung für die DDR-Diktatur distanzierte. Ja, so ihre Argumentation, dieser Begriff belaste doch die Menschen, die damals in

der DDR gelebt haben. Sie tabuisiert damit aber auch das, was damals in der DDR als Unrecht geschah, bis hin zum staatlich angeordneten Mord an Gegnern der Diktatur. Wenn das kein Unrechtsstaat ist, dann was sonst?

Aber Gesine Schwan steht damit nicht alleine.

So haben wir das gesellschaftlich bedeutende Wort „Unterschicht“ schon längst aussortiert.

Mitte der siebziger Jahre wächst die Erkenntnis, dass es zwei Dritteln der Gesellschaft gut geht, ein Drittel aber in eine Unterschicht abzugleiten droht. Um den Begriff Unterschicht zu vermeiden, bürgert sich die Bezeichnung „Zweidrittelgesellschaft“ ein. Politik und Soziologie nehmen so nur die Wohlstandsbürger wahr und verdrängen damit auch das Problem Unterschicht, das politisch doch bekämpft werden müsste.

Dreißig Jahre später – 2006 - bringt eine neue gesellschaftspolitische Studie die Frage der Unterschicht wieder hervor. Doch diesen Terminus hatten wir längst aus unserer Sprache aussortiert, wie wir auch glaubten „soziale Klassen“ ein für alle Mal abgeschafft und durch „Lebensstile“ ersetzt zu haben. Plötzlich machte Unterschicht wieder Karriere und schaffte es sogar in die Schlagzeilen der FAZ. Früher hätte die politische Linke von „Proletariat“ gesprochen, doch da dieses Wort als „politi-

scher Kampfbegriff“ auch unter die Tabus fällt, haben unsere schönredenden Politiker flugs den wissenschaftlich genutzten Begriff „Prekariat“ aufgegriffen.

Wie kam es zum Streit über die „Unterschicht“?

Der damalige SPD-Vorsitzende Kurt Beck hat das „schmutzige Wort“ – so der Kommentator der FAZ – benutzt, als er ausführte, dass nach einer Studie der SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung acht Prozent der Bevölkerung in Deutschland (in Ostdeutschland 20 Prozent) in unsicheren Arbeitsverhältnissen leben, in „prekären Lebenslagen“, geprägt von sozialer „Lethargie“. Diese Menschen hätten allen Ehrgeiz verloren und richteten sich nicht mehr nach den Werten der Gesellschaft. „Unterschicht“ bezeichnet also für Beck eine Gruppe von Menschen, die sich aus dem gesellschaftlichen Konsens verabschiedet hat, die Regeln nicht mehr einhält und nicht mehr den Willen hat, sich durch eigenes Tun aus ihrer misslichen Lage zu befreien. Sofort erhob ein Klagechor von Politikern aus allen Parteien – auch aus der SPD – sein Wehgeschrei. Es handele sich doch bei den so benannten nur um „Menschen mit sozialen und Integrationsproblemen“.

Weil ich persönlich Tabus hasse, habe ich zu jener Zeit in einem Fernsehgespräch den ehemaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder gefragt, ob er aus der Unterschicht stamme. Er ist ein Barackenkind, die Familie

lebte von Sozialhilfe und Schwarzarbeit der Mutter, Schröder konnte nicht auf das Gymnasium, weil das Geld fehlte. Er hat das Wort angenommen und bestätigt: Ja, er sei ein Kind der Unterschicht. Schröder schilderte seine Jugend, fügte aber hinzu: ich habe alles getan, um aus der Unterschicht nach oben zu gelangen.

Weil das Dritte Reich für Rassenpolitik und die Verfolgung anders denkender Menschen steht, erleben wir in Deutschland allerdings auch zu unkritische Milde, ja, ein Übermaß an Toleranz (auch das gibt es), wenn es um Worte geht, die unseren Werten widersprechen, mit denen aber aus dem Ausland stammende Bürger in Deutschland Verbrechen rechtfertigen wollen.

Ja, ich ärgere mich regelrecht, wenn ich das Wort „Ehrenmord“ höre. Selbst in Anführungszeichen oder mit einem „so genannt“ möchte ich es nicht lesen. Ehre und Mord widersprechen sich.

Die Ehre eines Menschen beruht auf der Menschenwürde.

Der Mord ist die Vernichtung des Menschen.

Einen Mord aber mit der Menschenwürde zu begründen ist aberwitzig, ist unüberlegt, und wenn ich ganz böse werde, dann nenne ich es schlicht dumm.

Allein das falsche Wort führt zu falschem Denken, was wiederum seine Folgen im Handeln hat.

Immer wieder hören wir, dass junge Frauen, die in Deutschland so leben wollen, wie junge Frauen in Deutschland leben, nach Beschluss des Familienrates von ihren jungen Brüdern oder Verwandten kaltblütig ermordet werden. Die Mörder kommen vor Gericht. Sie werden auch verurteilt. Aber weil sie sich mit dem Begriff „Ehrenmord“ verteidigen, haben Richter in Deutschland sich immer wieder dazu verleiten lassen, eine mildere Strafe zu verhängen, da es sich ja in der Heimat der Täter um einen „Ehrenmord“ handle.

Ich glaube, viele Begriffe in der gesellschaftlichen und politischen Debatte müssen wieder ihrer ursprünglichen Bedeutung oder wenigstens einem verbindlichen Sinn zugeordnet werden. Sie müssten wieder klar ausdrücken, was der meint, der sie benutzt, und nicht dazu dienen, das eigentlich Gemeinte schönrednerisch zu verschleiern. Denn in der modernen Wohlstandsgesellschaft hat sich breitgemacht, was George Orwell in seinem Roman 1984 als „newspeak“, als Neusprech, bezeichnet hat. „Newspeak“ wird in der Gesellschaft von Orwells Roman angewendet, um den Menschen dort gedanklich die Möglichkeiten vorzuenthalten, Missstände klar benennen zu können. In der utopischen Zwangsgesellschaft von 1984 wird Klartext zur Gefahr für die Machthabenden. Und

ohne dass wir es merken, leben auch wir längst in einer Art gedanklichen und sprachlichen Zwangsgesellschaft. Wie das „Unterschicht“-Beispiel zeigt, wird auch bei uns häufig Neusprech angewendet, um einen gesellschaftlichen Missstand zu verschleiern.

Die Unterschicht gibt es nicht mehr. Nur noch das Prekariat. Damit scheint das soziale Problem gelöst. Unterschicht tut weh – als Wort. Prekariat versteht die Masse nicht – und vergisst damit das gesellschaftliche Problem.

Klartext reden aber bedeutet: ein Problem beim Namen nennen. Selbst wenn es wehtut. Sonst können die Probleme nicht in ihrer wirklichen Tragweite wahrgenommen und erst recht nicht gelöst werden.

Klartext reden genügt aber nicht. Wer sich über einen Zustand beklagt, wer klare Rede und klares Denken einfordert, der muss auch bereit sein, Verantwortung zu übernehmen und entsprechend zu handeln.

Der bewusste Umgang mit der Sprache fordert von Personen, die in der Öffentlichkeit Stellung beziehen, eine besondere Anstrengung.

Sehr früh in meinem Leben als Fernsehjournalist erreichte mich der Brief einer Zuschauerin. Sie hatte in der Sendung, um die es ging, mehr als siebenzig Fremdworte gezählt und beklagte sich darüber mit der Feststellung, viele Zuschauer würden diese Worte nicht verstehen. Ich weiß

nicht, weshalb ich diesen Brief ernst genommen und beherzigt habe. In einer Zeitung, in einem Buch, mögen schwierige Begriffe vorkommen. Dann kann der Leser ein Lexikon zur Hand nehmen und nachschlagen. Im Fernsehen verflüchtigt sich jedes gerade ausgesprochen Wort, es folgt ein neues, was hat er eben gesagt? , ich hab's auch nicht verstanden? - und schon ist die Aufmerksamkeit verloren gegangen.

Daran habe ich stets gedacht, wenn ich meine Moderationen bei den Tagesthemen schrieb.

Gilt es eine Aussage zu treffen, so hat man häufig die Wahl zwischen einem Wort mit deutschem Stamm oder ein Fremdwort. Ich habe gelernt, das deutsche Wort wirkt stets stärker.

So benutzte ich nicht den Begriff: Sanktionen. Die kommen immer dann vor, wenn vor dem Sicherheitsrat der Vereinten Nationen wieder einmal Sanktionen gefordert oder beschlossen werden. Aber bitteschön, was sind Sanktionen? Strafmaßnahmen. Ja, den Begriff verstehe ich: da steckt Strafe drin. Was Strafe bedeutet, weiß jeder von Kindesbeinen an, wahrscheinlich ist es selbst das eine oder andere Mal gestraft worden. Die Strafe folgt auf dem Fuße. Bei mir in der Volksschule sogar noch die Prügelstrafe mit dem Rohrstock. Das sitzt!

Mehr als hundertdreißig Seiten widmen Jacob und Wilhelm Grimm der Strafe in ihrem Deutschen Wörterbuch.

Aber gegen welches Kind werden schon Sanktionen verhängt?

Politiker sehen es manchmal gar nicht gern, wenn Journalisten das deutsche Wort für einen Terminus technicus benutzen, eben weil es deutlicher ausdrückt, worum es geht.

Dazu ein Beispiel: im Jahr 1999 machte sich der sozialdemokratische Innenminister Otto Schily daran, das Staatsbürgerschaftsrecht zu ändern, also die Bedingungen unter denen man Deutscher wird.

Bisher herrschte das ***ius sanguinis***. Deutscher war, wer von deutschen Eltern abstammte. So galt die Regel seit Kaisers Zeiten.

Was aber bedeutet ***ius sanguinis***? Fragen Sie mal einen Taxifahrer. Vielleicht sogar ihre Kinder, ob die das noch gelernt haben, wo Latein doch out ist.

Das deutsche Wort dafür heißt: „Blutrecht“. Ei verdammt! Das klingt nicht gut. Da denken wir sofort an Blut und Scholle. "Heute, wo unser Führer Volk und Heimat, Blut und Scholle als unser höchstes Gut erkennen lehrte,...“ lauteten die Reden im Dritten Reich.

Aber ius sanguinis heißt nun einmal Blutrecht. Und dieses Recht wollte der SPD-Innenminister abschaffen. So habe ich in meinen Moderationen zu der politischen Auseinandersetzung um das neue Staatsbürgerschaftsrecht immer wieder gesagt, dass die Opposition sich gegen die Abschaffung des Blutrechts wende. Mir selbst hat niemand in der ARD deshalb auch nur die geringste Vorhaltung gemacht. Das wiederum rechne ich den Verantwortlichen heute noch hoch an. Denn die Beschwerden gingen über die Gremien bei dem Intendanten ein. Aber sie gelangten nie bis zu mir. Nur durch einen Zufall habe ich später davon erfahren.

Auch der Begriff „Holocaust“ kam in meinen Moderationen nicht vor. Oder gar „Shoa“. Beide Worte sind über Filmtitel nach Deutschland gelangt: Holocaust über die gleichnamige Serie, die Ende der siebziger Jahre gesendet wurde. Deren Ausstrahlung durch die ARD war heftig umstritten. Aber erst durch diese Serie bürgerte sich bei den Deutschen das Wort Holocaust ein, das aus dem Griechischen kommt und soviel wie Brandopfer bedeutet. Ähnlich ging es dem Wort Shoa, so nannte Claude Lanzmann seinen bedrückenden, aber einmaligen Dokumentarfilm über die Judenverfolgung. Shoa, das ist hebräisch für Unheil.

Statt Holocaust oder Shoa zu verwenden, sprach ich in meinen Moderationen deutsch, wenn dieses Thema aufkam, sprach stets von der Vernichtung der Juden.

Das hat mir am Anfang Post von Rechtsradikalen beschert, die von der Vernichtung der Juden nichts wissen wollten. Aber sie haben es sich abgewöhnt, weil ich ihnen in meinen Antwortschreiben Feigheit vorwarf, sie seien zu feige, sich etwa den Film Shoa oder - später - Schindlers Liste anzusehen. Von der „Vernichtung der Juden“ zu hören, schmerzt mehr, als vom Holocaust oder von Shoa.

Das soll es aber auch.

Als ich – aus pedantischer Neigung, ich gebe es zu – einmal in der Moderation sagte: der Holocaust... und dann erklärte, woher das Wort stammt und was es heute aussagt, nämlich: die Vernichtung der Juden, sagte mir hinterher der im Studio anwesende Nachrichtensprecher: Ach wie gut, jetzt weiß ich wenigstens, was Holocaust bedeutet. Ja, eine vage Vorstellung hatte er schon, so wie alle, die dieses Wort „irgendwie“ benutzen.

In den Zeiten der Finanzkrise können wir auch einen weiteren Abstecher machen und über die Ökonomisierung des Lebens – und damit der Sprache nachdenken.

Die Ökonomisierung des Lebens bedeutet: alle Bereiche des Handelns werden nur noch nach dem Maßstab gewertet, ob es der Ökonomie nutzt. Was der Ökonomie nutzt ist gut.

Die ökonomische Begründung gibt Begriffen eine positive Deutung.

Die Gier ist eine der sieben Hauptsünden. Todsünden heißen sie für andere sogar. Also nennen wir den Begriff um. Statt „Gier“ sagen wir „Profitmaximierung“, und schon wird aus der Sünde eine Tugend.

Nun klagte der ehemalige Deutsche-Bank-Chef Kopper jüngst in der ZEIT, er könne das Wort „Gier“ nicht mehr hören. Von Sünden reden Sünder ungern. Sie geben sich lieber tugendhaft, so wird Herrn Kopper die „Profitmaximierung“ genehm sein. Auch wenn dieser „Neusprech“ die Welt ins Unglück führt. Denn wir wollen nicht vergessen: Sprechen und Denken sind eins. Und aus dem Denken folgt das Handeln.

Müssen wird deshalb die deutsche Sprache vor Anglizismen schützen? Denn inzwischen gibt es keine Stadtmitte mehr, sondern nur noch Center. Keine Fahrkartenschalter – drei Worte in einem, Mark Twain! - sondern Ticketcounter. Und Deutschland ist sogar das einzige Land der Welt, in dem tragbare Telefone mit einem englisch klingenden Begriff „Handy“ bezeichnet, obwohl es ihn im Englischen gar nicht gibt. In eng-

lisch sprechenden Ländern heißen diese Geräte mobile oder cell-phone, die Franzosen nennen sie portable.

Als Träger des Jacob-Grimm-Preises im Jahr 2001 hat Rolf Hochhuth ein Sprachgesetz nach französischem Vorbild gefordert.

Werfen wir also einen Blick auf das französische Gesetz für die Reinheit der Sprache. Die Regierung hat einen, dem Premierminister direkt unterstehenden Hohen Sprachkommissar eingesetzt, der eine Bibel der Sprachreinheit, das „Wörterbuch der offiziellen Neologismen“ erarbeiten lässt. Dieses Wörterbuch „umfasst all jene Begriffe, die von den Terminologiekommissionen in den Ministerien geschaffen oder mit völlig neuem Sinn versehen wurden“.

Offiziell sind die Wörter, da ihr Gebrauch durch Dekrete verordnet wird. Staatlich diktiert werden so französische Worte für englische Ausdrücke: statt walkman heißt es baladeur (Spaziergänger); aus jumbo-jet wird grosporteur (Großträger); fast food wird verdaulich als prêt-à-manger (Konfektionessen). Doch manchmal sind selbst Beamte überfordert. Mit Beschluss vom 12. August 1976 verfügte die offenbar hilflose Terminologiekommission des Verteidigungsministeriums, das deutsche Wort „der Schnorchel“ sei im Französischen als „le schnorchel“ zu verwenden.

Die Begründung für das Gesetz zur Sprachreinheit in Frankreich klingt wie ein kabarett-reifer Text. Es sei eine „unverzichtbare Waffe im Kampf um den Erhalt der nationalen kulturellen Identität. Das größte Verbrechen ist der Mord an der Sprache einer Nation. Es gibt verschiedene Arten der Kolonisation, die schlimmste ist die innere Entfremdung von der eigenen Kultur, der eigenen Sprache. Wenn die heutige Entwicklung so weitergeht, wird bald eine Handvoll Tauber über Millionen von Stummen regieren. Zum Schutz bedrohter Tierarten gibt es schon lange Gesetze. Es wurde höchste Zeit für ein Gesetz zum Schutz unserer bedrohten Sprache.“

Den Gedanken der Sprachreinheit folgend, forderte Staatspräsident Francois Mitterrand einen seiner Minister sogar auf, sich in der Öffentlichkeit nur französisch auszudrücken. Dieser Minister, der Englisch, Deutsch und Spanisch fließend beherrschte, hatte während eines offiziellen Essens auf eine Frage von Ronald Reagan in der Sprache Shakespeares geantwortet. „Weil Ihnen so daran liegt, Ihre polyglotten Fähigkeiten auszuüben“, sagte der Staatspräsident dem Minister, „gestatte ich Ihnen eine, aber nur eine Fremdsprache zu benutzen: Spanisch.“

Aus diesen Gründen rufe ich aus: Bitte nicht! Ich möchte nicht, dass der Staat sich in die Sprache einmischt.

Reicht nicht, was Beamte und Politiker für ein Chaos mit der Rechtsschreibreform geschaffen haben?

Die Sprache lebt im Volk.

Sie verändert sich ständig, was auch das Deutsche in den nächsten Jahren erleben wird – allein durch die vielen Menschen, die aus anderen Ländern nach Deutschland eingewandert sind. Die etablierten Erwachsenen bemerken es vielleicht noch nicht. Aber Musiktex te von Einwanderern – besonders aus der Türkei – vermischen inzwischen die verschiedensten Kulturen.

Und es ist auch gar nicht verwunderlich, dass nicht die Deutschen singen, sondern Türken. Die größte Nachwuchshoffnung in der Musikbranche nennt sich „Muhabbet“.

Muhabbet ist ein Künstlername, und das Wort bedeutet auf Türkisch „Kommunikation“.

Muhabbet ist in Köln aufgewachsen und sagt über sich, er sei weder Deutscher noch Türke, sondern seine Identität sei Deutschtürke.

Vergessen wir nicht, dass französische Hugenotten zur Zeit des Großen Kurfürsten nach Deutschland auswanderten, dass Verfolgte der Französischen Revolution auch ihre Sprache mit nach Preußen brachten. Heute benutzen wir Worte, deren fremden Ursprung wir gar nicht mehr kennen.

Wenn jemand etwas „ratzekahl“ abrasiert oder auffrisst, dann leitet sich dieses Wort vom französischen „radical“ ab. Forschsein hat mit „force“ (mit Kraft) zu tun, und der Deez leitet sich von der „tête“ ab.

Lassen wir die Sprache leben, wenn wir sie lieben und mit ihr glücklich sein wollen.

Stattdessen möchte ich dazu auffordern, mit der Sprache genau umzugehen – und sie im Sinn von Mark Twain spielerisch zu verwenden.

Zu beidem erlaube ich mir, Proben meiner Arbeit vorzutragen, die als „Wettergeschichten“ lange Zeit die Tagesthemen beendete.

Zum Thema Genauigkeit wies ich auf Folgendes „vor dem Wetter“ hin:

„Im Umgang mit Worten sind manche Leute genau so ungenau wie im Umgang mit Giften. Doch bei den Worten sind sie besonders dann ungenau, wenn sie mit den Giften nicht sorgsam genug umgegangen sind.

„Nach einem Chemieunfall bei Hoechst hieß es, die ausgetretenen Schadstoffe seien mindergiftig. Wie das schon klingt. Mindergiftig ist beamtendeutsch und heißt wahrscheinlich: weniger giftig. Aber heute stellt sich heraus, dass die Firma sich auch in der Wahl des Wortes getäuscht hat. „Mindergiftig“ ist nämlich auch giftig, und wie sich nun plötzlich ergibt sind die ausgetretenen Chemikalien so giftig, dass sie als krebserregend gelten, aber vielleicht nur minderkrebserregend?“

Und mit Worten lässt sich auch trefflich spielen.

Da trudelte eine Agenturmeldung ein, ein Beamter im bayerischen Wirtschaftsministerium erlaube einem Kamelreitverein bei Nürnberg nicht, ein Kamel aus Ägypten einzuführen, denn das widerspreche der europäischen Binnenmarkt-Tierseuchenschutzverordnung (sechs Worte in einem, Mister Twain). Nun schimpft man ja dumme Menschen häufig ein Kamel. Doch was ist ein Kamel? Es ist – wie im Lexikon festgehalten – ein Schwielensohler. Wer hätte das gedacht. Dagegen ist der Mensch ein Sohlengänger. Nicht der Kopf, nicht der Geist, nicht die Vernunft unterscheidet Mensch und Kamel, sondern es sind die Füße! Drum kommt dabei heraus:

„In Lauf bei Nürnberg haben einige Sohlengänger einen Reitverein mit Schwielensohlern gegründet und wollen aus Ägypten ein eingerittenes Höckertier einführen. Das verbietet aber der im bayerischen Wirtschaftsministerium sitzende Sohlengänger, der sich auf die europäische Binnenmarkt-Tierseuchenschutzverordnung über die Einfuhr von Schwielensohlern beruft. Danach kann ein Kamel aus Ungarn, aber nicht aus Ägypten eingeführt werden. Von dort soll das Tier aber kommen, weil es besonders gut eingeritten ist. Und außerdem: in Ungarn gibt es keine Schwielensohler.“ Und dann, wie gesagt: „Das Wetter.“